Akademie-Lesehalle

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

6. Jahrgang · Nummer 2 · Berlin, den 14. Januar 1942 · Einzelpreis 25 Reichspfennig u. Bestellgeld · Erscheint vierzehntäglich

Akad. Lesehalle Heidelberg

Ein Skispähtrupp kämpft sich durch die Schneewüsten der Ostfront

PK-Aufnahme: Kriegsberichter Bruno Waske

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0014

gefördert durch Baden-Württemberg

Unablässig, erbittert und ohne Rücksicht auf Verluste greifen die Sowjets an den Hauptkampffronten im Osten, bei Leningrad, vor Moskau und im Süden an. Jeder Tag aber beweist, daß der deutsche Soldat auch dem härtesten Winterkampf gewachsen ist. Seit nach Einbruch des Winters die deutsche Front im Osten den Erfordernissen der Lage und der Jahreszeit angepaßt worden ist, wurde jeder Angriff der Sowjets zum Stehen gebracht oder durch Gegenstoß im Keime erstickt. Die Bilder auf diesen Seiten zeigen einen Ausschnitt aus einem nächtlichen Gegenangriff im Kampf um ein Dorf.

Helle, gelbrote Brandwolken am Nachthimmel der mittleren Ostfront. Den ganzen Tag über ist hartnäckig um das langgestreckte Dorf an der großen Straße gekämpft worden. Auf dem Boden eines der wenigen unversehrten Bauernhäuser steht der Kompanieführer und beobachtet das Vorfeld

Ein Kradmelder erhält Befehl, mit den angeforderten Verstärkungen eiligst Verbindung aufzunehmen. Die Hand zum Schutz vor den heißen Rauchschwaden vor das Gesicht haltend, jagt er zwischen den brennenden Häusern zurück. Über die Straße, deren Schnee von der Hitze der Feuerbrände weggezehrt ist, hasten Zivilisten, schleppen auf ihrem Rücken Bündel mit der geretteten Habe

Weithin leuchtet der Schnee im Widerschein des brennenden Dorfes. In einer Mulde am Feldrand stellen sich die Schützen bereit. Das feindliche Feuer ist schwächer geworden, jetzt ist der Moment zum Gegenstoß gekommen

In nächtlichem Gegenstoss . . .

Die Verstärkungen sind da! In langen Sprüngen setzen die Schützen über die hellbeleuchtete Fläche zum Gegenangriff an. An den Gewehren blinken die Bajonette — der Kampf Mann gegen Mann beginnt

In hartem Nahkampf ist der letzte Bolschewist aus dem Dorf geworfen. Die Stahlhelme sind wieder mit den wärmeren Feldmützen vertauscht. In einzelnen Gruppen sitzen die Schützen still um die immer noch glühenden Reste der verbrannten Häuser, wärmen sich, drehen sich eine Zigarette oder holen die Abendkost aus der Tasche, bis sie die Kameraden ablösen müssen, die als vorgeschobene Posten das Dorf sichern

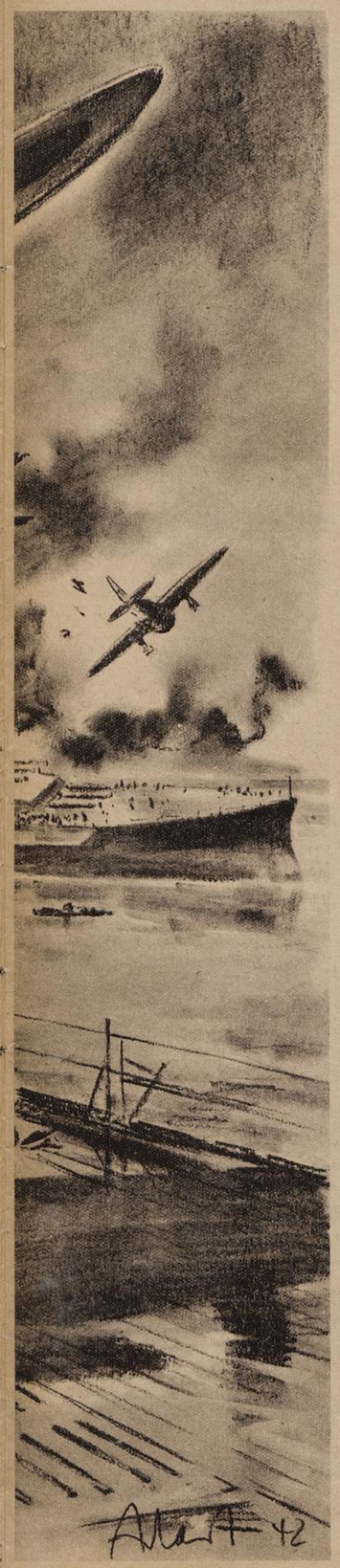
Bildbericht des Kriegsberichters
Gert Habedanck

Stumpf und müde, mit hängenden Köpfen, trotten unterdes die Gefangenen auf der großen Straße zurück, zum nächsten Sammellager. Ergeben nehmen sie ihr Schicksal auf sich, für sie ist der Krieg zu Ende

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0015

gefördert durch
Baden-Württemberg



Kriegsberichter Arlart zeichnete nach japanischen Angaben und Unterlagen die Seeschlacht von Pearl Harbour

Die Sieger von Hawaii

Erst Stunden sind seit der Kriegserklärung Japans an die Vereinigten Staaten von Amerika vergangen. Sturm peitscht über die Wasserweiten des Großen Ozeans, durch dessen Wogengebirge mit hoher Fahrt japanische Flugzeugträger laufen, mit Kurs nach Pearl Harbour, dem Kriegshafen von Hawaii, in dem die amerikanische Pazifikflotte vor Anker gegangen ist. Kurze Zeit später haben die Flugzeugträger ihre befohlenen Positionen erreicht, und nun starten trotz Sturm und Wogen die japanischen Jäger zum Angriff. Welle auf Welle sammelt sich in der Luft, und dann bricht aus den zerfetzten Wolken der Sturmwind des Krieges über die amerikanischen Schiffe herab: in ununterbrochener Folge rasen die schnellen Jäger über die Kolosse der Schlachtschiffe und Kreuzer und kämpfen mit kleinen Bomben und ihren starken Bordwaffen zunächst die feindliche Flakartillerie nieder. Ehe noch das Geheul der hochgerissenen Maschinen abbricht, dröhnen Bomben- und Torpedoflugzeuge auf die Schiffe zu. Im Tiefflug, ganz dicht über die Wasserfläche dahinrasend, so tief, daß sie von den Geschützen nicht mehr erfaßt werden können, stürmen sie auf ihre Opfer los, und erst im letzten Augenblick, wenn man glaubt, die Maschine würde an der Bordwand zerschellen, reißt der japanische Flugzeugführer seine Maschine hoch, springt über die Bordwand wie über ein Hindernis und bringt nun seine Torpedos zur Explosion (Bild links).

Noch während dieses furchtbare Inferno aus der Luft über die Amerikaner hereinbricht, gehen Spezial-U-Boote der Japaner zum Angriff über (Bild oben). Mitten im Bombenhagel ihrer eigenen Kameraden haben diese kleinen Boote, die aus der Idee des Ein-Mann-Torpedos entwickelt wurden, die Netzsperren, die den Hafen von Pearl Harbour schützen sollten, unterfahren, sind unbemerkt an die Schlachtschiffe herangekommen und bringen dort an den ungepanzerten Stellen der Schiffsriesen ihre vernichtende Ladung zur Explosion.

Diesem ungeheuerlichen präzisen Angriff waren die Amerikaner in keiner Sekunde gewachsen. Mit dieser Methode brachten die Japaner die Großkampfschiffe der Pazifikflotte in ein bis zwei Minuten zum Sinken.

Die schwersten Einheiten, die von den modernen Kriegssachverständigen für unverwundbar galten, wurden unter dem Einsatz von nur fünf Spezial-U-Booten und einigen Flugzeugen vernichtet. Diese japanische Kampfmethode, die auch an anderen Stellen der Front größte Erfolge erzielte, wurde immer mit dem geringsten Aufwand an Kampfmitteln und unter dem geringsten Verlust an Menschenleben erfolgreich angewandt.

Der Heilige Krieg der Japaner hat begonnen. Niemand gab diesen Flugzeugführern und U-Boot-Männern einen Befehl, daß sie sich aufzuopfern haben, aber ihre soldatisch-religiöse Auffassung läßt sie das eigene Opfer als krönende Tat ihres Lebens erscheinen. Mit einem letzten Gruß: „Lebe wohl, Tenno!" brachten sie den Großteil der amerikanischen Flotte zum Untergang und schlossen selbst ihr Leben ab.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0016

gefördert durch
Baden-Württemberg

Durch die Urwälder der Ostfront

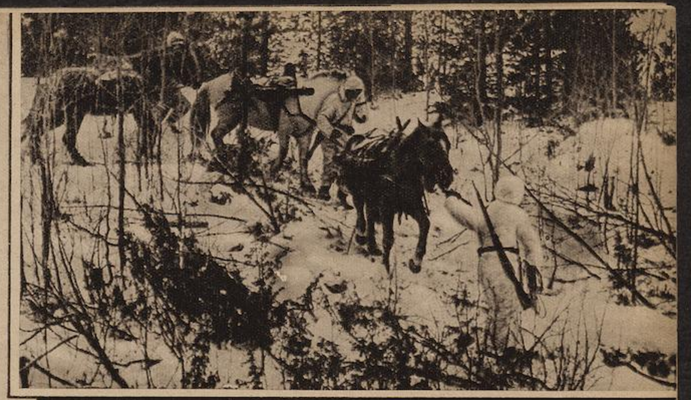
NACHSCHUB MIT TRAGTIERSTAFFELN

Kriegsberichter Bruno Waske schreibt der „Wehrmacht" zu seinen Aufnahmen:

„Früh, in der Dunkelheit des Morgens hat sich eine Tragtierstaffel aufgemacht, um den notwendigen Nachschub in die vordersten Kampflinien zu bringen. Der Krieg im nördlichsten Teil der Ostfront, nördlich und südlich des Polarkreises, hat hier oben andere Formen angenommen, als wir sie sonst kennen. Als die Staffel aufbrach, es war morgens 8 Uhr, stand der Mond als leuchtende Scheibe am Himmel, es war Nacht, und die übliche »Normaltemperatur« von 25 bis 35 Grad Kälte brachte langsam unsere Glieder zum Erstarren. — Noch einige Kilometer sind wir von der HKL entfernt, und doch schwärmen schon nach allen Seiten Skipatrouillen als Marschsicherung aus (Titelbild). — Die gefährlichsten Stellen werden während der zweistündigen Helligkeit passiert, die wir als Tag bezeichnen, und in denen fern am Horizont ein blutroter Rand erkennen läßt, daß 1000 Kilometer weiter südlich die Sonne scheint. An bestimmten Stellen werden jetzt Patrouillen verstärkt, und besonders scharf wird Ausschau gehalten" (Bild rechts)

Bilder rechts — von oben nach unten:

„Die Wegeverhältnisse sind an der Ostfront oft unvorstellbar schwierig. Jedoch haben sich unsere Soldaten daran gewöhnt, auch im Urwald Weg und Steg zu finden. Manchmal, wenn in dem mit Bäumen bestandenen Felsgelände der Weg nicht mehr erkennbar ist, sind Markierungen angebracht worden, die darin bestehen, daß von einzelnen Bäumen einfach aus der Rinde ein bestimmt geformtes Stück herausgeschnitten wurde". • „Eine besonders »wärmende« Last ist auf dem Rücken des Schimmels festgebunden: ein Ofen, der von einer Bunkerbesatzung angefordert wurde und nun nach vorn kommt". • „Aus nächster Nähe bellt plötzlich ein russisches MG mit jenem langsamen »tack-tacktacke«, das jedem von uns vertraut ist. Blitzschnell gehen die Männer der Marschsicherung, die unserer Tragtierstaffel in ziemlichem Abstand vorausmarschiert sind, in Stellung. Es gehört schon fast zur Tagesordnung, daß irgendwo in dem unübersichtlichen Gelände hinter der eigenen Front schlagartige Feuerüberfälle der Bolschewiken stattfinden". • „An der Wachsamkeit der Marschsicherung scheitert der bolschewistische Überfall, das eigene MG weist die Bolschewiken nach kurzem heftigem Kampfe zurück, und wir erreichen mit der Tragtierstaffel ohne Verluste das Ziel"



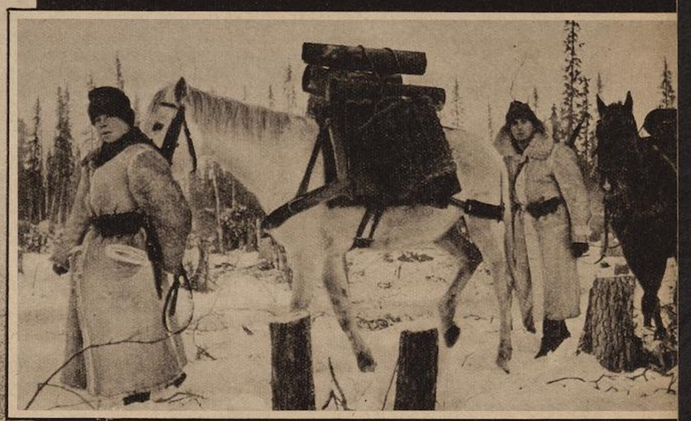
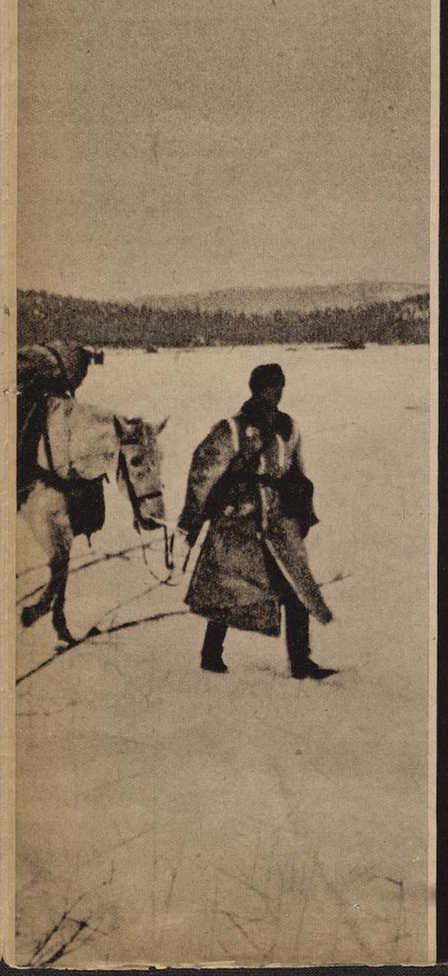


Bild links: „Vor wenigen Monaten noch war dieser See das Ziel vieler Spähtrupps, denn hier hatte sich der Russe festgesetzt. Jetzt sind die erstarrten Wogen zur Straße geworden, über deren Eis die Hufe unserer Tragtiere klirren"



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0017

gefördert durch
Baden-Württemberg

Über die Meere der Welt

FEINDFAHRT MIT „ADMIRAL SCHEER"

VON KRIEGSBERICHTER JOCHEN BRENNECKE

Der Schwere Kreuzer „Admiral Scheer" ist zwar bereits im Sommer vorigen Jahres von erfolgreicher Handelskriegsfahrt zurückgekehrt, aber erst jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, von den Taten dieses Kreuzers zu erzählen. In dieser Ausgabe der „Wehrmacht" beginnt der erste zusammenfassende Bericht über die Fahrt des „Admiral Scheer".

Es war in einer kleinen Hafenstadt, als mir ein seemännischer Unteroffizier, ein Bootsmannsmaat, mit wallendem Vollbart begegnete. Der „Gesichtsstärker" war so schön, daß man unwillkürlich neugierig aufblickte. Auch so groß, denn er verdeckte bequem den Ausschnitt der Uniformjacke. Ein Störtebeker wäre beschämt beiseitegetreten. Natürlich grüßte der Soldat, und wäre er nicht auf mich zugekommen, wir hätten einander nicht erkannt. Wir hatten uns über ein Jahrzehnt nicht gesehen — seit damals, als wir beide auf einem Segelschulschiff über die harten Grundbegriffe des seemännischen Handwerks alle Sehnsucht nach Romantik und alle jungenhafte Abenteurerlust begruben und lernen mußten, daß der Seemannsberuf ganze Kerle und keine verträumten Schwärmer fordert. In irgendeiner verqualmten Hafenkneipe saßen wir später zünftig hinter Köhm und Bier. — „Nun sag mal, Willem, wo haste eigentlich den schönen Vollbart her?" — „Tschä, wo soll'r herkommen. Gewachsen is er — draußen in Übersee." — „Wo hast du denn gesteckt?" — „Sieh mal Jochen, du bist ja selbst bei der Kriegsmarine, und du weißt, daß es Dinge gibt, über die man nicht spricht. Es wird dir sicher genügen, wenn ich dir das Stichwort ‚Übersee' sage, daß wir Dampfer versenkt haben, daß wir in den Tropen waren und daß wir, davon kündet ja auch der Bart, lange, lange Zeit an ferner Front standen. Das muß auch dir, einem alten Kameraden, genügen."

„Aber auf einem Kreuzer warst du bestimmt nicht?!" forsche ich weiter, denn wenn man selbst zur „Überseezunft" gehört, darf man schon mal neugierig sein.

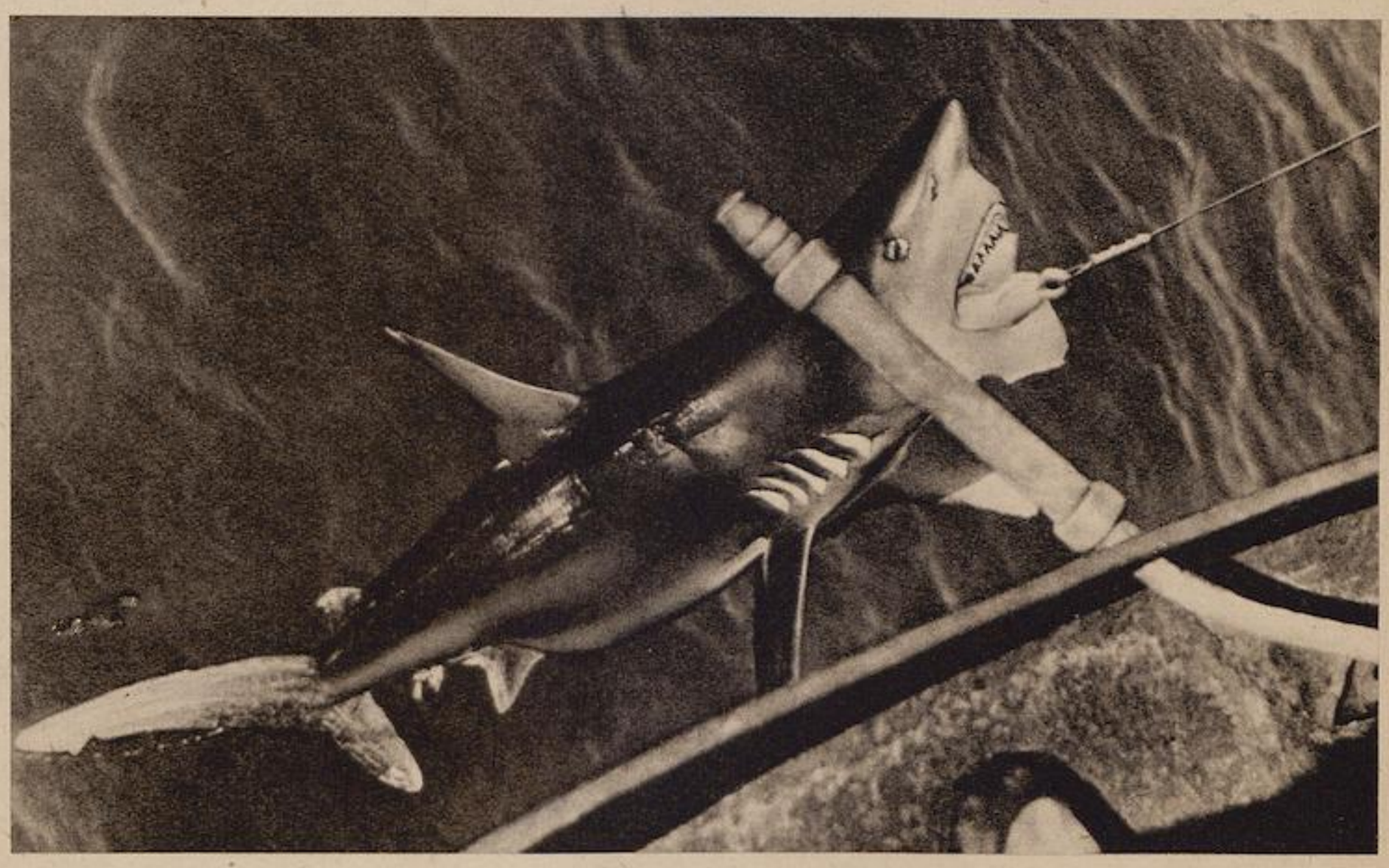
„Warum denn nicht, kann auch ein Kreuzer gewesen sein, du alte Rübe." — „Jedenfalls warst du nicht auf dem ‚Admiral Scheer'." — „Wieso? Was heißt hier ‚Admiral Scheer'! Warst du etwa vielleicht ...?" — Ich nicke vergnügt. — „Ja, Mensch, die Eier! Ei, ei, ei, dann haben wir doch mit unserem Hilfskreuzer mit dem ‚Scheer' auf Punkt, na, du weißt ja schon, sozusagen Brust an Brust gelegen. Dann is dat wat anners."

... Warum wird wohl diese kleine Episode hier erzählt? Nur, weil sie typisch ist für die Einsätze und für den Kampf der deutschen Kriegsmarine. Die schönsten und tiefsten Erlebnisse müssen viele der Männer in ihrem Herzen vergraben, bis die Stunde es erlaubt, darüber zu sprechen. Diese Männer, die an sich schon durch die Weltverlorenheit der Meere, durch das Ertragen von Einsamkeiten zur Schweigsamkeit erzogen wurden, können nicht, wie vielleicht mancher andere Soldat, daheim berichten, was sie taten und leisteten. So ähnlich stand es auch um die Soldaten des Schweren Kreuzers „Admiral Scheer", dessen siegreiche Heimkehr eine Sondermeldung schon im Sommer des Jahres 1941 bekanntgab. Erst heute ist der Zeitpunkt gekommen, dem deutschen Volke aus der Fülle der einzigartigen Erlebnisse über die großartige und bisher in seinem glücklichen Verlauf allein dastehende Tat dieses Kreuzers mit dem verpflichtenden Namen zu berichten. Dies ist ohne Frage ein Beweis, daß es heute schon um den englischen Ausspruch „Britannia rules the waves" sehr schlecht bestellt ist. Die harten Schläge der U-Boot-Waffe und Luftwaffe der Achsenmächte im Nord- und Mittelatlantik, im Pazifik sowie neuerdings auch in stärkerem Maße im Mittelmeer beginnen sich immer stärker auszuwirken. Obschon die glückliche Heimkehr des „Admiral Scheer" ohne Frage ausschließlich ein Verdienst des Kommandanten und seiner glänzend eingespielten Besatzung ist, wird England nicht leugnen können, alle und auch seine letzten Möglichkeiten erschöpft zu haben, den „Scheer" mit — natürlich nur — überlegenen Seestreitkräften zu stellen.

*

„Soldaten! Unser Schwerer Kreuzer, mit dem wir nunmehr allein auf uns gestellt und auf Gott vertrauend eine Feindfahrt antreten, die uns über die Meere der Welt führen wird, trägt den Namen eines Mannes, der im Weltkriege die größte Seeschlacht aller Zeiten zugunsten der deutschen Kriegsmarine entschied. Unser erster Auftrag ist schwer. Wir haben zunächst ein klar umrissenes Ziel. Dieses erste Ziel zu finden, kann Tage und kann Wochen dauern. Wir wissen als Seeleute, daß nicht nur ein übermächtiger Gegner von uns angenommen werden soll, wir wissen auch, daß die Elemente — Orkan, Nebel oder, wenn wir's nicht brauchen können, auch Schönwetter — eine entscheidende Rolle auf unserer Feindfahrt spielen werden. Wir haben Handelskrieg zu führen. Das ist gleichbedeutend damit, daß wir über unsere Aufgabe, die feindliche Versorgungskapazität auf den Meeren der Welt entscheidend zu schwächen, wohl oder übel überlegenen feindlichen Seestreitkräften aus dem Wege gehen werden. Denken wir auch daran, daß der Engländer sich niemals der Gefahr aussetzen wird, uns mit gleichwertigen Einheiten entgegenzutreten. Er wird seine kampfstärksten und schnellsten Schiffe aufbieten, um uns zu stellen. Wir werden aber, wenn der Kampf unausbleiblich ist, bis zum letzten Mann unsere Pflicht tun und so kämpfen, wie es das Vermächtnis des Mannes fordert, dessen Heldennamen dieses Schiff trägt."

So sprach beim Auslaufen in den ersten Morgenstunden eines Spätsommertages der Kommandant des Schweren Kreuzers „Admiral Scheer" zu der auf der



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0018
gefördert durch
Baden-Württemberg

Schanze angetretenen Besatzung. Er endete mit der unserer aller Herzen erhebenden Versicherung, den Kreuzer so einzusetzen, daß der Befehl des Führers bedingungslos erfüllt werden wird.

*

Schon der Verlauf der ersten Monate, die den „Admiral Scheer" ruhelos als Angreifer immer an den Brennpunkten der englischen Geleitzugsstraßen sah, brachte herrliche Erfolge für Schiff und Besatzung. Unter anderem griff der Schwere Kreuzer „Admiral Scheer" im mittleren Atlantik allein einen durch Hilfskreuzer gesicherten bewaffneten Geleitzug an. Stunden vorher erst waren des Meeres und der Besatzung Begeisterung Wellen über einem prächtigen Briten, einem vollbeladenen bewaffneten Kühlschiff, zusammengeschlagen, als nun gegen Abend der durch den Bordflieger gemeldete Geleitzug in Sicht kam. Für die Besatzung des Kreuzers erschien der Mastenwald am Horizont gleich der Fata Morgana eines Überseekriegers. Unvorstellbar mag es für einen Laien sein, welch ein Gefühl die Männer durchdrang, als sie diesen Geleitzug ausmachten.

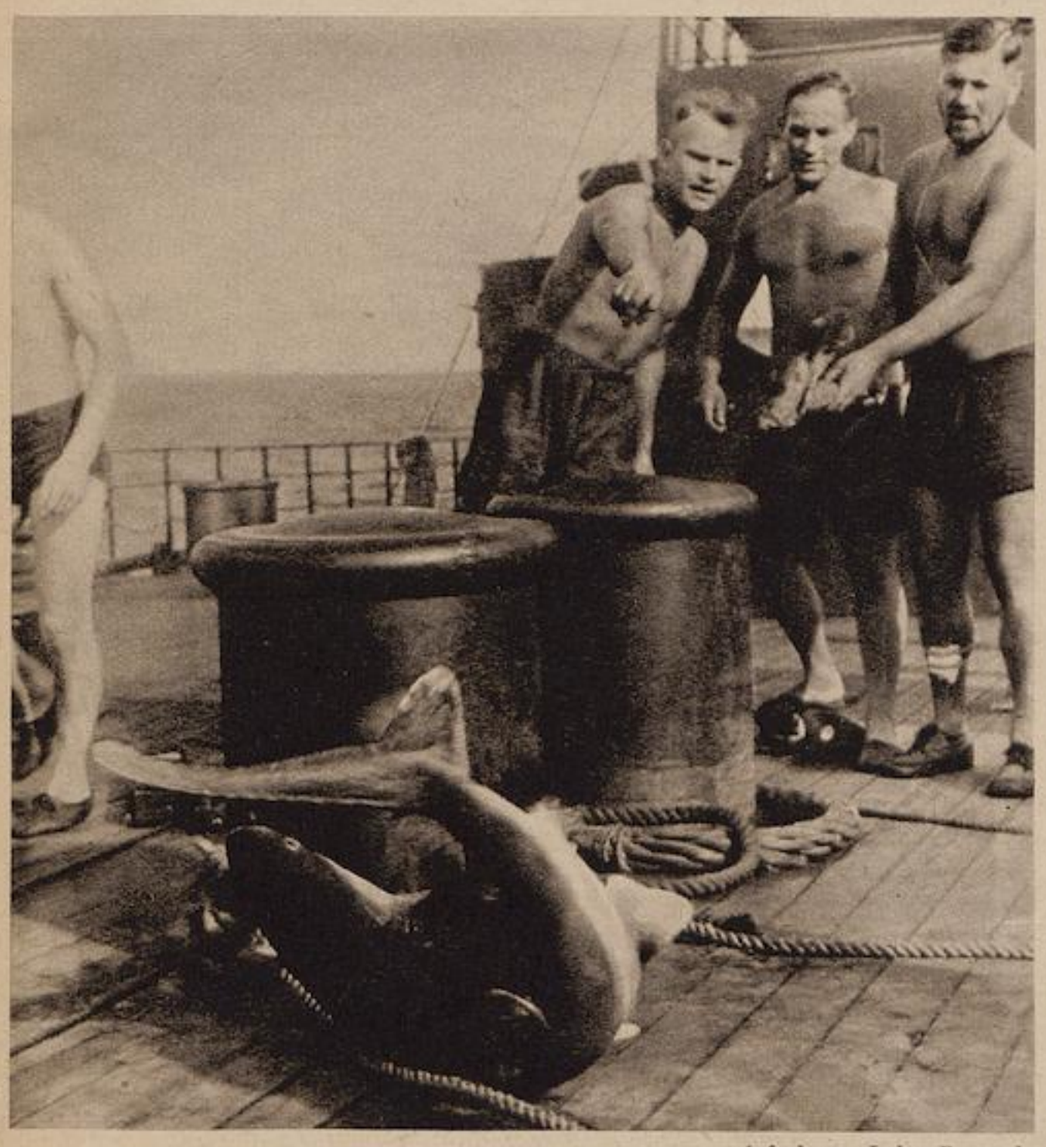
Nun ist ja solch ein Geleitzug ein ziemlich auseinandergezogenes umfangreiches Unternehmen. Genau auf der anderen Seite können schwere und kampfstarke Sicherungseinheiten marschieren. Das Vertrauen auf die eigene Kraft ist die Grundlage aller Tapferkeit. Der Kommandant, Kapitän zur See Krancke, nahm nach erschöpfenden Überlegungen den Geleitzug dennoch entschlossen an und packte zunächst den abseits stehenden sichernden Hilfskreuzer. Dieses Schiff, der 14 200 Bruttoregistertonnen große „Jervis Bay", wurde durch die Artillerie aller Kaliber in einer Viertelstunde zusammengeschossen. Auf dem englischen Hilfskreuzer befand sich unter anderen der diesen militärisch außerordentlich wichtigen Geleitzug befehligende Admiral Mantby. Der Admiral und der Kommandant, Kapitän Fegen, ehemals Kommandant des in China stationierten Kreuzers „Suffolk", fanden während des Gefechts den Tod. Wir haben keinen Grund zu verschweigen, daß sich die Besatzung des schwer bestückten englischen Hilfskreuzers bis zum Untergang tapfer gewehrt hat. Wenn eine englische Hetzpresse später behauptete, wir hätten die Rettungsboote des „hilflosen" Hilfskreuzers beschossen, dann schmälert sie selbst in schamloser Art und Weise den tapferen Kampf dieser beiden Offiziere und ihrer Soldaten; denn solange der „Jervis Bay" — obwohl lichterloh über allen Aufbauten brennend — noch schoß, mußten wir sein Feuer niederkämpfen. Daß dabei die an Deck stehenden Rettungsboote verschont bleiben sollten, kann man beim besten Willen nicht erwarten.

Nach der Vernichtung dieses Schiffes griff der „Admiral Scheer" die bewaffneten englischen Frachter an. Sämtliche Schiffe schossen zurück. Ihr Feuer blieb allerdings wirkungslos, und die Granaten schlugen weit vor ihrem Ziel in die See. In der nunmehr heraufgezogenen dunklen Nacht vernichtete „Admiral Scheer" bei zunehmendem Sturm sieben schwerbeladene Frachter, unter diesen einige Tankschiffe von über 10 000 Tonnen. Nur die um Mitternacht immer schlechter werdende Wetterlage bewahrte weitere Feindschiffe vor ihrem Ende. Churchill gab später sogar neun Frachter als verloren an. Wir hatten ja nur solche in unserer Erfolgsmeldung registriert, die wir sicher sinken sahen. Die beschossenen Schiffe wurden nicht einmal mitgerechnet.

Nach diesem großartigen Erfolge, der dem deutschen Volke auch durch Sondermeldung bekanntgegeben wurde, operierte der Schwere Kreuzer „Admiral Scheer" in anderen Zonen, versenkte auch hier Schiff um Schiff. Daß die englische Gegenwehr nach dem Angriff auf den Geleitzug und nach dem unvermittelten Auftauchen des deutschen Kreuzers in Zonen, in denen selbst der pessimistischste Engländer niemals ein deutsches Kriegsschiff vermutet hätte, angestrengteste Abwehr zur Folge hatte, braucht nicht besonders betont zu werden. Die britische Admiralität hat ohne Zweifel sämtliche für diese Zonen zuständigen Einheiten in Marsch gesetzt, um den deutschen Kreuzer zu jagen. Ihr Suchen blieb vergeblich. Sie beanspruchten ihre Schiffe und Besatzungen, und in ihrer verzweifelten Wut feuerten sie die wertvollen Ladungen vieler Tankschiffe unter die Kessel. Auch diese Tatsache muß man mit einbeziehen, will man Erfolg und Leistung des Schweren Kreuzers „Admiral Scheer" in seiner ganzen Größe würdigen und verstehen. Und nun marschiert der einsame Kreuzer weiter . . .

*

Es ist wieder sehr schnell dunkel geworden. Der Wechsel zwischen Tag und Nacht vollzieht sich in diesen tropischen Breiten rascher als daheim, ja fast ohne



Aufnahmen: Jochen Brennecke

„Manchmal kommt auch ein Haifisch geschwommen. Achtern schmeißt man auf dieses Signal sofort die Haiangel über Bord. Stundenlang kann man dem fürwahr eleganten Spiel dieses Raubfisches zuschauen, bis er dann doch anbeißt . . . Der auf Deck geworfene Hai schlägt mit seiner gewaltigen Schwanzflosse wild um sich. Es dauert lange, bis seine Kräfte nachlassen und er sich geschlagen gibt"

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0019
gefördert durch
Baden-Württemberg

Übergang. Ein lauer, warmer Fahrtwind flattert über unsere graue Heimat aus Stahl und Eisen. Er umweht die leichtbekleideten Männer auf ihren Ausguckstationen und läßt sie daran denken, wie anders es wohl daheim um diese Jahreszeit ausschauen wird — in der fernen Heimat, in der jetzt Schnee und Eis regieren. Über uns ein herrlicher Sternenhimmel. Ein anderer als zu Haus. Über uns erstrahlt nun schon seit vielen Wochen das Kreuz des Südens — das himmlische Symbol unserer Frontfahrt.

Weiter, unablässig vorwärts geht der Marsch unseres Kreuzers in das dunkle All. Das Rauschen und Brodeln des Heckwassers, das leise Summen des Fahrtwindes in der Takelage ist wie eine schwere Melodie. Wie in Bronze gehauen heben sich, gleich Standbildern, gegen den sternklaren Himmel wachestehende Soldaten ab. Unablässig kreisen schärfste Gläser über den Horizont. Es sind vorzügliche deutsche Nachtprismen. Es wird uns nichts entgehen.

Wir sind wach.

Dem Leutnant En., einem alten Kapitän der Handelsmarine, der als Reservist und Freiwilliger diese Feindfahrt mitmacht, entflieht ein schwerer Seufzer: „Es ist zum Kotzen. Tag und Nacht sieht man sich die Augen aus dem Kopf. Kein Schiff, keine Mastspitze kommt über den Horizont. Mein Gott, wie leer ist doch der Ozean geworden."

„Sie wundern sich darüber?" lächelt Korvettenkapitän H., der Navigationsoffizier. „Der letzte Dampfer, den wir annahmen, hat ja höllisch laut in die Welt geschrien, von einem verdächtigen Kreuzer verfolgt zu werden. Was Wunder, wenn der Tommy seine Schiffahrt abgestoppt hat."

Und wieder vergeht ein Tag.

Und wieder stirbt ein Tag des Wartens und Suchens. Wären wir nicht Soldaten, wir würden verzweifeln. „Trag dein Schicksal mit Geduld — wer bei der Marine ist, hat selber schuld", grinst ein Seemann, putzt nachdenklich sein Glas und guckt weiter — auf Wasser, Wasser, Wasser . . .

Manchmal kommt auch ein Haifisch angeschwommen. Achtern schmeißt man auf dieses Signal sofort die Haiangel über Bord. Stundenlang kann man dem fürwahr eleganten Spiel dieser Raubfische zuschauen, ohne dabei müde zu werden. Ich selbst habe wegen so einem Vieh einmal die ganze Freiwache vertrödelt — vertrödelt? Kaum, denn im Grunde genommen ist der Hai ein schönes formvollendetes Tier. Man braucht ihn ja nicht gleich gern zu haben — das vergeht einem sowieso, wenn man mal in den Bach fallen sollte.

Ich sitze gerade in meiner brutheißen Kammer, in der sämtliche Lüfter brummen und schnurren, ohne daß sie Linderung verschaffen — nur der Mief wird durcheinandergewirbelt —, als oben an Deck das unverkennbare Geräusch der startenden Bordmaschine zu hören ist. Wie oft haben wir nun schon erlebt, wenn unser „Papagei" von der Stange hüpft. Vielleicht schaut man nur deswegen hin, weil man die Flieger beneidet, daß sie für Stunden entschweben dürfen . . . Also raus. Vielleicht gibt's was zu erleben . . .

Fortsetzung folgt

bewährt als Motorrad u. Flugzeugmotor
ZÜNDAPP-WERKE G.M.B.H. NÜRNBERG

Büdo Luxus Schuhcreme
Büdo Steinbock Lederfett
BÜDO-WERK
Wolfgang Schott
Schwenningen am Neckar

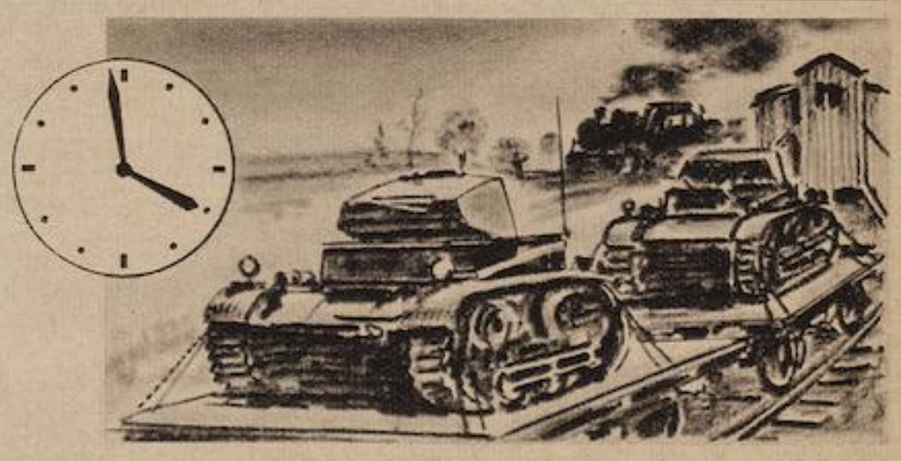
Historische Romane

Farbenreiche Kulturgemälde großen Stils, Leben, Ruhm u. Schicksale von Menschen, die sich vollenden und verschwenden, sowie große geschichtliche Ereignisse geben diesen Romanen einen immer wieder anziehenden Inhalt.

Elisabeth von Oesterreich — Marie Antoinette — Ludwig XIV. und Louise de la Vallière — Graf von Brühl — Elisabeth von Platen — Maria Theresia — Die Primadonna Friedrichs des Großen — Marquise von Pompadour.

8 schön gebundene Bände zum Preise von insgesamt 30.60 RM einschl. Versandspesen. Lieferung gegen Monatsraten von nur RM **5,-** Erste Rate bei Lieferung. Erfüllungsort: Berlin-Lichterfelde.

R. Wichert, Buchhdlg. Bln.-Lichterfelde 1 E



Hier kommt es auf die Sekunde an!

Auch die Uhrenwirtschaft hat heute in erster Linie dem Bedarf der Wehrmacht, des Verkehrs, der Kriegswirtschaft zu dienen.

Sie werden daher verstehen, daß neue Uhren und Fachkräfte für Reparaturen für den Zivilbedarf nur in geringem Umfang frei sein können.

Das bedeutet: Selber ein bißchen mehr für die Erhaltung der Uhr sorgen!

Kleinigkeiten, die man früher nicht so genau nehmen mußte, können viel dazu beitragen. Hier der zweite Wink, wie man's richtig macht:

2. Leg' die Uhr vor'm Waschen ab!

Wenn Wasserteilchen, Seifenschaum und Seifenreste in das feine Werk dringen, kann das empfindliche Teile so angreifen, daß der gute Gang gestört wird.

Weitere Ratschläge für die Erhaltung Deiner Uhr erteilt Dir der Fachmann im Uhrenfachgeschäft, das man an diesem Zeichen erkennt.

EM-GE ist das, was Sie suchen!
Luftgewehre u. Luftpistolen als Einzel- und Mehrlader mit vorzüglicher Schußleistung. Startpistolen Lieferg. nach Kriegsende d. d. Fachhandel
Moritz & Gerstenberger
Waffenfabrik · Zella-Mehlis 18 i. Thür.

Rasierklingen 1/10 mm, Langloch, haarscharf. 100 Stück 3,60 RM. Ohne Risiko mit Rücksendungsrecht! Sofortiger Versand gegen Nachnahme
F. Heinecke Braunschweig

Haarschneidescheren, 15 cm lang, kräft. Schenkel. Leichter Schnitt. RM. 2,—
Fritz Heinecke, Braunschweig

Katalog Zauber-Kunst gratis
J. BARTL, Hamburg 36/84

Techn., kaufm. u. Zeichnerkurse
Programm kostenlos
Priv.t.-k. Fernunterricht. Gewerbelehrer u. Ingenieur J. Fritz, VDI., Berlin W 35, Woyrschstr. 47

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0020
gefördert durch Baden-Württemberg

Der Doppelgänger

ROMAN VON ALEXANDER LERNET-HOLENIA

Inhalt des bisher erschienenen Teils: 1925. Oberst Rochonville, der frühere Kommandeur des k. u. k. Regiments „Beide Sizilien", von dem nur noch er, vier Offiziere und ein Korporal leben, lernt auf einer Gesellschaft einen Mann kennen, der von seiner Flucht aus der Kriegsgefangenschaft während des Weltkrieges erzählt. Er habe mit einem wolgadeutschen Kolonisten die Papiere getauscht und sich als Rekrut anwerben lassen, um so Fluchtmöglichkeiten an der Front zu bekommen. Bei der Musterung wird er von Großfürst Nikolai Nikolajewitsch für einen Offizier der Grodnoer Husaren namens Konstantin Iljitsch gehalten und zu diesem Regiment geschickt. Auf der Fahrt dorthin flieht er. Nach dem Kriege erfährt er, daß wenige Tage vor seinem Zusammentreffen mit dem Großfürsten der wirkliche Iljitsch gefallen ist. Der Erzähler ist der Rittmeister Gasparinetti. — Der Leutnant des Regiments „Beide Sizisien" v. Engelshausen wird beim Aufbruch der Gäste vermißt. Man findet ihn in einem Nebenzimmer, in dem er mit Gabrielle Rochonville, der Tochter des Obersten, gesessen hatte, mit umgedrehtem Genick tot auf. Nach der Beerdigung diskutieren zwei seiner ehemaligen Kameraden, die Offiziere Lukawsky und Fonseca, über die Möglichkeit, die Angelegenheit nicht vor die Öffentlichkeit zu bringen. Fonseca versucht, von Gabrielle Rochonville in einem Kaffeehausgespräch Näheres über ihre Beziehungen zu Engelshausen zu erfahren. Nach einigen Tagen berichtet der Bruder Fonsecas dem Oberst Rochonville, Fonseca sei spurlos verschwunden. Major Lukawsky wird von Oberst Rochonville zu dieser Unterredung hinzugezogen. Es ergibt sich, daß Gabrielle in den Verdacht gerät, von den Zusammenhängen zu wissen. Die Polizei verhält sich zunächst passiv, und Kommissar Gordon scheint in seinen Ermittlungen nicht weit gekommen zu sein. Zu Ende des Monats erscheint Major Lukawsky im Hause Jordanstraße 4 und wünscht Herrn Pufendorf zu sprechen.

7. Fortsetzung:

Pufendorf machte eine Handbewegung, wie um den Major zum Platznehmen aufzufordern. Er war, für seinen hohen Wuchs, außerordentlich schlank, insbesondere in den Hüften, und seine Silhouette, welche sich gegen das Abendlicht in den Fenstern hob, hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit der des russischen Generals Wrangel.

„Sie gestatten", begann Lukawsky, „daß ich mit dem, was ich Ihnen zu sagen habe, ein wenig weit aushole . . ."

„Gewiß", erwiderte Pufendorf. „Aber nehmen Sie doch zu diesem Zweck Platz."

Er sprach, wie es schien, das Deutsche vollkommen korrekt. Nur seine Stimme hatte einen ein wenig fremdartigen Ton.

Lukawsky setzte sich und sah sich einen Augenblick im Zimmer um. Es war sehr einfach eingerichtet, ein wenig geschmacklos sogar und wie tausend andere Zimmer.

„Sie sind doch identisch", sagte Lukawsky, „mit Konstantin Iljitsch von Pufendorf, Oberleutnant bei den Grodnoer Husaren?"

„Ganz richtig", sagte Pufendorf. „Sie merken also, daß ich mich, obwohl ich Russe bin, weder für einen Rittmeister noch für einen Fürsten ausgebe . . ."

„Aber Ihre Mutter", sagte Lukawsky, „war eine Prinzessin."

„Allerdings", erwiderte Pufendorf und schien ein wenig verwundert, daß Lukawsky das wisse. „Eine Wiasemskaja. Allein, was tut dies zur Sache?"

„Und auch für einen Rittmeister haben Sie sich, wenngleich nur vorübergehend, ausgegeben." Pufendorf zog die Brauen hoch.

„Nämlich anläßlich Ihrer Flucht aus Rußland", fühlte Lukawsky sich veranlaßt, zu erklären. „Sie bewerkstelligten, wenn ich gut unterrichtet bin, Ihre Ausreise aus Ihrem Heimatlande mit Hilfe der Papiere des in der Gefangenschaft verstorbenen Rittmeisters Gasparinetti — eines unserer eigenen Offiziere."

„Sollte auch dieses — an sich uninteressante — Abenteuer zu Ihren Ohren gekommen sein?" sagte Pufendorf. „Nun, ich hatte damals keine andere Wahl, und ich glaube auch nicht, daß es dem Andenken Ihres Kameraden geschadet hat, da ich ja keinerlei ehrenrührige Handlungen in seinem Namen verübt und meinen eigenen Namen, sobald es mir möglich war, wieder angenommen habe."

„So ist es", sagte Lukawsky. „Und in Erinnerung geblieben ist mir diese Einzelheit aus Ihrem Leben . . ."

„. . . über das Sie sich ungemein unterrichtet zeigen . . ."

„. . . eigentlich nur deshalb, weil es auch hier jetzt einen Rittmeister Gasparinetti gibt — offenbar einen Verwandten des Verstorbenen."

„Ich habe davon gehört", sagte Pufendorf.

„Und da Sie sich", fuhr Lukawsky fort, „im Grunde also doch weder für einen wirklichen Rittmeister noch für einen Fürsten ausgegeben, so haben Sie es auch nicht für notwendig erachtet, einen von den beiden Berufen zu ergreifen, welche von den russischen Inhabern dieser Titel meist ausgeübt werden: nämlich den eines Chauffeurs oder Kellners; sondern Sie haben sich zunächst als Metalldreher fortgebracht, und zwar in derselben Branche, in der Sie nun zum Verkäufer vorgerückt sind, nämlich in der Automobilindustrie."

Pufendorf, offenbar amüsiert über Lukawskys Informiertheit, nickte.

„Und als Metalldreher", sagte Lukawsky, „haben Sie sich auch außerordentliche Kraft in den Händen erworben, eine größere zumindest, als zu Ihrer schlanken Statur . . ."

„Sie dürfen aber nicht etwa glauben, Major Lukawsky", unterbrach ihn Pufendorf lächelnd, „daß ein Metalldreher das Metall etwa zwischen die Hände nimmt und abdreht wie einen Lichtschalter oder die Türschnalle eines Wagens . . ."

„. . . oder den Hals eines Menschen . . ."

„Allerdings", gab Pufendorf, über diesen Einwurf verblüfft, zu, „. . . oder wie Sie als Militär sich dergleichen sonst vorstellen mögen. Sondern der Vorgang beim Metalldrehen ist ein durchaus anderer. Ich habe mir also die Kraft in den Händen nicht erst durch das Metalldrehen erworben, sondern in einer viel früheren Zeit durch gewisse Übungen, die ich begonnen hatte, um meine Kameraden und hin und wieder auch den Großfürsten Nikolaj, mit dem ich persönlich bekannt gewesen bin, durch Kunststücke zu amüsieren, zum Beispiel durch das Zusammenrollen eines Rubelstückes zwischen den Fingern oder durch das Zerreißen eines Paketes Spielkarten. Ja, ich kann sagen, daß sogar die robusteren Ordonnanzen sich, wenn ich das Kasino verlassen hatte, vergeblich bemühten, die verbogenen Rubel wieder gerade zu biegen . . ."

Lukawsky hob abwehrend die Hand, und zwar die linke. Die Rechte hatte er fortwährend in der Tasche. — „Ich bitte Sie flehentlich, lieber Herr von Pufendorf", sagte er, „fangen nun nicht auch Sie noch mit diesem Zusammenrollen von Münzen und dem Zerreißen von Kartenpaketen an! Man hört jetzt, wohin man nur kommt, im Zusammenhang mit den Besprechungen großer Körperkräfte bloß noch von zerrissenen Spielkarten und zusammengerollten Münzen."

„Es ist möglich", sagte Pufendorf lächelnd, „daß man sich hier bei dergleichen Kunststücken langweilt. Wir in Rußland aber waren naiver, und es ist mir oft gelungen, meine Kameraden damit zu unterhalten. Rauchen Sie übrigens?" Und er öffnete eine Schatulle und bot dem Major Zigaretten an. „Sie sehen", sagte er, „es sind nicht einmal russische Zigaretten, die ich Ihnen anbiete."

„Die jedoch vorzüglich waren", sagte Lukawsky, indem er mit der Linken in die Schatulle griff. „Ich selbst war ein paar Monate in der Ukraine und habe sie sehr gerne geraucht. Was ich Sie aber eigentlich fragen wollte, Herr von Pufendorf: Sie kennen doch die Gräfin Gabrielle Rochonville?"

Pufendorf, ohne gleich zu antworten, sah ihn an. Schließlich gab er ihm Feuer.

„Sie können es ohne weiteres zugeben", sagte Lukawsky. „Ich bin aus Gründen, die Sie sogleich erfahren werden, ohnedies genötigt, diese unsere Unterredung sehr diskret zu behandeln."

„Nun denn", sagte Pufendorf nach einem Moment, „ich kenne die Gräfin."

„Herr von Pufendorf", sagte Lukawsky, „ich habe die Absicht, mich mit Ihnen zu schlagen." — Pufendorf antwortete nicht sogleich.

„Wünscht der Oberst Rochonville nicht, daß ich seine Tochter heirate?" fragte er schließlich.

„Der Oberst", sagte Lukawsky, „weiß wahrscheinlich gar nicht, daß Sie sie kennen. Es ist sogar fraglich, ob er auch nur von Ihrer Existenz etwas weiß."

„Oder lieben etwa Sie selber, Major Lukawsky, die Gräfin Gabrielle?"

„Ich bin verheiratet, Herr von Pufendorf."

Ein flüchtiges Lächeln erschien um Pufendorfs Mund. Oberflächlicherweise hätte man vermuten können, er lächle, weil er ja nicht gefragt, ob Lukawsky verheiratet sei. Aber wahrscheinlich lächelte er bloß über die Ernsthaftigkeit der Antwort dieses Offiziers aus einer Welt, die so unvergleichlich bescheidener war als seine eigene gewesen.

„Ich merke jedenfalls", sagte er, „daß Sie ein solider Mensch sind, Major Lukawsky. Warum also wünschen Sie, sich wirklich mit mir zu schlagen? Sie deuten an, daß der Oberst von mir vermutlich nicht einmal etwas ahnt, und Sie eröffnen mir, daß Sie Gabrielle nicht lieben. Ich aber liebe sie über alles."

„Ich weiß das", sagte Lukawsky.

„Was also ist der wirkliche Grund zu Ihrer Herausforderung?"

„Apropos", sagte Lukawsky. „Mein Vorgehen ist freilich ein ungebräuchliches; meine Art, bei Ihnen einzudringen, war vielleicht merkwürdig — aber ich habe es für überflüssig gehalten, einen Menschen wie Sie etwa erst zu beleidigen oder eine Situation herbeizuführen, in der schließlich Sie mich beleidigen müßten. Es genügt wohl, meine ich, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich mit Ihnen zu schlagen wünsche." — „Aber ich sehe den Grund nicht."

„Mein lieber Herr von Pufendorf", sagte Lukawsky, „ich bin erstaunt, daß Ihnen dergleichen Dinge so ferne zu liegen scheinen. Soviel ich weiß, hat es in Ihrer Heimat im vorigen Jahrhundert wahre Duellepidemien gegeben, und selbst zwei Ihrer berühmtesten Dichter, Lermontow und Puschkin, sind in Zweikämpfen gefallen, von unseren Dichtern aber, bisher, noch keiner. Puschkin hat sogar wiederholt über Duelle geschrieben."

„Ja", sagte Pufendorf, „alle Dichter schreiben eigentlich immer nur über Dinge, die schließlich ihr Schicksal werden."

„Wenn Sie also nicht annehmen wollen, er habe nur aus Zerstreutheit zur Pistole statt zur Feder gegriffen . . ."

„Puschkin ist um einer Frau willen gefallen", sagte Pufendorf. „Um seiner eigenen Frau willen. Sie war sehr schön, und der Zar liebte sie. Er ließ Puschkin durch einen Abenteurer erschießen."

„Nun also!" sagte Lukawsky. „Oder meinen Sie etwa, es wäre jetzt keine Zeit mehr für dergleichen Dinge? Unter Leuten von Ehre gibt es überhaupt keinen Fall, in welchem sie sagen könnten, die Zeit sei nicht danach."

„Das wäre richtig", sagte Pufendorf, „das heißt, es könnte auch auf uns beide passen, wenn Sie mich nämlich für einen Mann von Ehre hielten. Allein Sie halten mich nicht dafür." — „Wieso schließen Sie darauf?"

„Weil Sie mich nicht dafür halten. Sie wollen sich mit mir nur schlagen — trotzdem schlagen, Major Lukawsky —, weil Sie keinen anderen Weg wissen, jenem Herrn Gordon und dem Skandal zuvorzukommen, der, wie Sie meinen, aus meiner Verhaftung entstehen könnte. Allein ich bin überzeugt, daß Gordon gar nicht die Absicht hat, mich verhaften zu lassen. Ich will Ihnen nicht nahetreten — aber ich halte ihn für klüger als Sie. Zunächst hat er bestimmt viel früher als Sie von meiner Existenz und von meinen Beziehungen zu Gabrielle Rochonville erfahren, was für ihn allerdings kein Kunststück war, da er ja alle polizeilichen Mittel in der Hand hat. Dann aber halte ich ihn für klug, weil er alsbald eingesehen zu haben

Der Briefträger ist gut Freund mit seinem ganzen Bezirk, er kennt alle, und alle kennen ihn.

„Viel Krankheit ist im Ort", sagt er, „fast in jedem Haus liegt jemand mit Katarrh zu Bett."

„Haben Sie da nicht Angst vor der Ansteckung? Sie haben doch einen schweren Beruf!"

„Oh, ich habe immer Wybert bei mir. Sie sollten auch Wybert im Hause haben, gerade in dieser Jahreszeit, denn Wybert beugt vor!"

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0021
gefördert durch Baden-Württemberg

scheint, wie wenig ich, allem gegenteiligen Anschein zum Trotz, mit den Dingen zu tun habe, welche Sie im Auge haben. Kurz, festnehmen lassen wird er mich bestimmt nicht. Sie sehen ja, er hat es doch, so nahe es gelegen hätte, auch bisher nicht getan. Aber das Unglück kommt ja nie aus der Richtung, aus der man es erwartet. Es kommt immer aus einer andern Richtung. Ich hatte also eigentlich sogar auf etwas wie auf Ihren Besuch gefaßt sein müssen. Und — ich muß es gestehen — ich bin ziemlich wehrlos. Denn was immer ich Ihnen auch an Versicherungen abgeben könnte, daß ich mit den Ereignissen nichts zu tun habe, welche Sie so sehr beschäftigen, werden Sie mir nicht glauben ..."

„Sie merken ja", sagte Lukawsky, „daß ich Sie auch nicht gefragt, wo sich Fonseca etwa befinden könnte."

Pufendorf fuhr nach einer Pause des Ärgers fort: „So bleibt mir also, weil ich keine Lust habe, zwei Jahre zwecklos auf einer ungarischen Festung zu sitzen, eigentlich nichts übrig, als Sie vor mir selber zu warnen. Ich werde Sie, wenn Sie wirklich darauf bestehen sollten, sich mit mir zu schlagen, in diesem Zweikampfe töten, Major Lukawsky ..."

„Ach, bitte, doch keine Prophezeiungen!" sagte der Major. „Mit Duellpistolen schießt man überhaupt nicht gut. Und sollte es Ihnen sogar gelingen, mich zu verwunden oder zu töten, so würden Sie damit dennoch nichts erreicht haben. Denn Sie müßten sich gefaßt machen, sich dann immer noch dem Herrn Marschall, ja dem Obersten selbst gegenüberzustellen. Machen Sie sich mithin selber darauf gefaßt, zu sterben, Konstantin Iljitsch von Pufendorf! Nehmen Sie also meine Forderung an oder nicht?"

Pufendorf zuckte die Achseln, ohne zu antworten. In diesem Augenblich hörte man die Wohnungsklingel.

„Die Gräfin Rochonville weißt natürlich nicht, daß ich hier bin", sagte Lukawsky.

Pufendorf sah ihn noch einen Augenblick an, dann ging er aus dem Zimmer. Im Vorraum sprach er kurze Zeit mit unterdrückter Stimme, danach hörte man eine andere Tür gehen, und Pufendorf kehrte zurück.

„Major Lukawsky", sagte er, „ich finde, je mehr ich überlege, Ihre Handlungsweise so empörend, daß ich mich entschlossen habe, Ihre Forderung anzunehmen. Sie können sich in der Tat rühmen, Ihren Zweck erreicht zu haben. Gott verzeihe es Ihnen! Ich aber verzeihe es Ihnen nicht. Sie sollen Ihr Vergnügen haben."

„Nun also", sagte Lukawsky. „Aber warum auf einmal so heftig, Herr von Pufendorf. Sie waren doch auch bisher so höflich, wie ich von der Bekanntschaft einer Dame, welche immerhin die Tochter meines Obersten ist, nicht anders erwartet habe."

„Sie wissen wirklich nicht, was Sie tun, Major Lukawsky! Sie wissen nicht einmal, was Sie reden!"

„Glauben Sie nur nicht, ich hätte mich leichtsinnig entschlossen. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich Familie habe."

„Ach was!" rief Pufendorf ärgerlich. „Ich spreche jetzt nicht von der Gefahr für die weitere Erziehung Ihrer Kinder."

Lukawsky, achselzuckend, erhob sich. „Nehmen nicht etwa Sie selber Ihre Angelegenheiten zu wichtig?" fragte er.

„Ja", sagte Pufendorf, „die Angelegenheiten zum Beispiel, für die man hierzulande nicht genug Herz hat, sie zu Ende zu leben. Man läßt sie fallen." Und danach fügte er in anderm Tone hinzu: „Ich erwarte also — sagen wir morgen mittags — Ihre Vertreter." — „Schön", sagte Lukawsky. „Ich will sie Ihnen rechtzeitig senden." Und damit empfahl er sich.

Er durchschritt, ohne sich umzublicken, das Vorzimmer. Als sich die Wohnungstür hinter ihm geschlossen hatte, blieb er noch einen Augenblick in Gedanken stehen. Dann ging er die Treppe hinab.

III.

Die Familie der Marschälle von Sera hatte ursprünglich Stubenberg geheißen. Auf dem sonderbaren Kreuzzuge, den Friedrich II. unternommen und der mehr ein Paktieren mit den Sarazenen als ein Krieg gewesen war, hatte er einen von Stubenberg mit dem Erbamt eines Marschalls im Königreiche Jerusalem betraut und ihn mit Sera oder Serah beliehen, das früher Kirjath-Arba geheißen und nicht weit von Jesreel liegt.

Am Vorabend des Duells hat nun Major Lukawsky in einer freien Stunde einen Brief an den Rittmeister Marschall von Sera gerichtet. Abgefaßt war der Brief in zierlichen, fast blumigen Zügen und mit einem gewissen Sinn für Form und Verteilung der Schrift auf der Fläche. Das Datum stand am Schlusse, danach folgten noch zwei Postskripta, als dürfe ein richtiger Brief ihrer nicht ermangeln.

*

„Mein lieber Marschall", so schrieb Lukawsky, „diesen Brief oder einen Brief überhaupt von mir zu haben, wirst Du verwundert sein, war es doch sonst nicht unsere Art, einander viel zu schreiben; es hatte dessen nie bedurft, uns zu bestätigen, daß wir Freunde seien, sowenig wir auch jemals nötig gehabt, ein Wiedersehen zu besprechen, sondern es dem Zufall überlassen konnten. So wirst Du diese Zeilen für das Zeichen von etwas Ungewöhnlichem halten.

Daß ich Dich bei Engelshausens Beerdigung nicht gesehen, hat mir leid getan. Auch Fonseca hätte Dich damals gerne gesprochen. Und vielleicht hätte Deine Gegenwart den Dingen, über die wir geredet haben, eine andere Wendung gegeben. Nun, da das Schicksal seinen Lauf genommen, wirst auch Du ihm schwerlich, oder erst in letzter Stunde, eine neue Richtung geben können.

Du wirst von mir keine weitschweifenden Erklärungen verlangen, wenn ich Dir schreibe, daß ich mich morgen schlagen werde. Wenn das einer von unserem Regiment tut, dann wird er Gründe dafür haben, die die anderen für stichhaltig ansehen. Welchen Ausgang das Duell nehmen wird, kann keiner wissen. Es gibt aber keine Möglichkeit, der ich nicht gefaßt ins Auge blicke. Sollte ich allerdings weniger gut

ADOX FILM

Dr. Schleussner der Welt älteste fotochemische Fabrik

Der modernste Film

ADOX FILM Dr. Schleussner

der welt-ältesten fotochemischen Fabrik

Die weltberühmte HOHNER

Gratis-Katalog 64 Seiten, insges. 162 Abb., alle Instrumente originalfarbig. Bis zu 10 Monatsraten

LINDBERG

Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands

MÜNCHEN

Kaufingerstr. 10

Bei solcher Arbeit kann nicht geraucht werden – das wäre gefährlich! Ein Stückchen

Hanewacker

ist aber erlaubt. — Hanewacker ist rauchloser Tabak, er kann deshalb bei jeder Gelegenheit genommen werden. Senden Sie Ihrem Soldaten bei nächster Gelegenheit auch eine Dose Hanewacker „Besonders mild"!

Dralle Birkenwasser

Schlichte

Sie wissen ja:
Trinket ihn mässig!

Sprich und schreibe richtig Deutsch!

Wer falsch spricht, wird belächelt. Fehlerhafte Briefe bleiben ohne Erfolg, zerstören gute Verbindungen. Vermeiden Sie das! Bestellen Sie das Lehrbuch: „Sprich und schreibe richtig Deutsch" mit Wörterbuch nach den neuesten amtlichen Regeln. Es beantwortet alle Zweifelsfragen; mir oder mich, Sie oder Ihnen, guter oder schlechter Satz, Komma oder keins, großer oder kleiner Buchstabe, ſ oder ß usw. 320 Seiten, in Halbleinen gebunden, RM 4.45 einschließlich Porto (Nachnahme RM 4.75).

Buchversand Gutenberg, Dresden-D 371
Emil Rudolph

BRIEFMARKEN

Sammler verlangt kostenlos die HANSA-POST

Eine Werbeschrift, die Freude macht und Werte schafft.

Max Herbst, Markenhaus, Hambg. 36/789

Ankauf von Sammlungen!

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0022

gefördert durch
Baden-Württemberg

treffen als mein Gegner, dann wäre wohl die Frage gerechtfertigt, welch ein Verhängnis es ist, dem wir letzten Offiziere unseres Regiments zum Opfer fallen. Vielleicht ist es immer noch das alte Verhängnis. Daß Engelshausen einem Anschlag erlegen ist, ist klar; daß ich nunmehr zur Waffe greifen muß — steht mit diesen Zwischenfällen in einem Zusammenhang, welcher nicht der von Ursache und Wirkung ist, sondern es sind dies alles die Wirkungen einer dunklen Ursache. Nun, weiterzuleben schickt sich — ehe nicht Klarheit geschaffen wird — vielleicht wirklich nicht mehr für uns. Wer weiß überhaupt, was deren, die weiterleben müssen, noch widerfahren wird! Dir freilich ist nichts widerfahren. Aber das war immer schon so. Auch wenn einst ein unangenehmer oder nicht ganz schöner Befehl auszuführen war, hatten stets wir anderen ihn auszuführen, niemals Du. Immer warst Du hübsch und vornehm, ein wenig abseits und schienst auch jünger als wir alle. Aber weil ja nun eigentlich niemand sonst mehr da ist, so ist es doch auch an Dich gekommen. Du solltest Gabrielle Rochonville heiraten. Ihr werdet ein schönes Paar sein. Das ist zwar kein einleuchtender Grund zum Heiraten, aber Gabrielle hat schon Veranlassung, Dich zu nehmen. Denn sie sollte nun wohl heiraten. Und ich wüßte nicht, wer sie heiraten sollte, wenn nicht jemand, der ein ähnliches Geschick hätte wie sie. Ist sie schließlich nicht Rochonvilles Tochter?

Das war es, was ich Dir sagen wollte.

Es tut mir leid, so wenig Worte der Herzlichkeit gefunden zu haben, die zu schreiben ich eigentlich die Absicht gehabt habe. So entschuldige mich denn mit meinem morgigen Vorhaben und nimm alles für gesagt, was ich nicht hierherzusetzen gewußt."

ROCHONVILLE

I.

Bis seine und Pufendorfs Vertreter die Angelegenheit geordnet hatten, verbrachte Lukawsky die Tage und Nächte mit einer Repetierpistole in der Tasche beziehungsweise unterm Kopfkissen — derselben, an deren Abzug er die Hand gehabt, während er bei Pufendorf Besuch gemacht hatte. Denn er empfand keinerlei Bedürfnis, das Schicksal Engelshausens oder Fonsecas zu teilen. In diesen Tagen — er war nach dem Kriege Beamter in einem Versicherungsunternehmen geworden — hatte er überdies geschäftlich zwei Besuche in entlegenen Gegenden der Vorstädte zu machen.

Er hatte die Einladungen hierzu für Finten gehalten und sich auf jede Überraschung gefaßt gemacht. Allein es war nichts Ungewöhnliches geschehen.

Am 30. reiste er mit seinen Vertretern nach Oedenburg. Seiner Frau hatte er gesagt, daß er beruflich verreise.

Damals nämlich pflegte man, weil die Gesetze in Ungarn für solche Zwecke bequemer waren, über die Grenze zu fahren und sich besser auf ungarischem als auf eigenem Boden zu schlagen.

Fortsetzung folgt

Hier wird der Geist geschliffen!

Silbenrätsel

a - a - au - ber - bi - bil - de - de - del - di - dron - e - ein - en - es - fa - gar - gi - go - haus - her - horn - i - i - il - ka - ka - kun - la - li - lis - mi - mo - mu - mus - na - na - nar - ne - neu - o - ra - ra - re - ri - ril - ro - ro - rung - schlit - sel - ses - sil - sol - spitz - ste - stern - ten - tis - to - tu - tu - tur - um - zi.

Aus vorstehenden 65 Silben sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Johannes Hoffmann ergeben (st ist ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Wohngebäude, 2. Titelheldin bei Wagner, 3. Metallegierung, 4. Affe, 5. Verkehrsmittel, 6. oströmischer Feldherr, 7. Genußmittel, 8. Behältnis, 9. Wintersportgerät, 10. Besichtigung einer Truppe, 11. Reifeprüfung, 12. römischer Kaiser, 13. Kunstrichtung, 14. kleines Raubtier, 15. Wissenschaft, 16. Gestalt aus dem Nibelungenlied, 17. chemisches Element, 18. Blasinstrument, 19. kleinste taktische Kavallerieeinheit, 20. Laubbaum.

Zitat-Mosaik

rande	eibtz	derhe	achl	ngtku
urüds	rschw	mgbl	hnvo	ldbra

Die Mosaiksteinchen ergeben, richtig aneinandergereiht, ein Zitat von Schiller.

Plus — Minus

Die Wörter „Schund" und „Pol" haben neun verschiedene Buchstaben. Diese sollen durch die Zahlen 1 bis 9 ersetzt werden, und zwar in der Weise, daß man

bei der Addition		Schund
	+	Pol
als Summe die Zahl . . erhält.		189621
Subtrahiert man aber . .		Schund
	—	Pol
so erhält man als Differenz		189069

Sind die richtigen Zahlen gefunden, so ergibt die Zahlenreihe 1 2 3 4 5 6 7 8 9, wenn man dafür die entsprechenden Buchstaben einsetzt, einen Teil des Weinfasses.

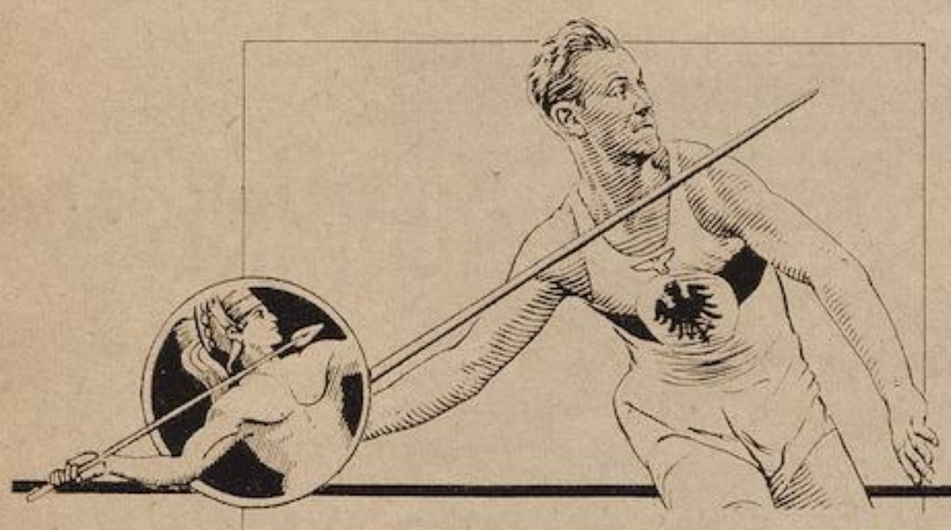
Auflösungen aus Nummer 1

Spiel mit Buchstaben: (O)der, Tü(r), (A)cht, Igel, Ernt(e), Vo(lt), (I)nn, (Pfr)iem, (T)andem, So(l), Viel(fraß), Wie(ge), (De)von, Sein(e), (G)enf, Ein(s), (E)den. — Der Tüchtige lernt von niemandem so viel wie von seinen Feinden.

Rösselsprung:
Die Liebe hat kein Maß der Zeit; sie keimt
Und blüht und reift in einer schönen Stunde.
Theodor Körner.

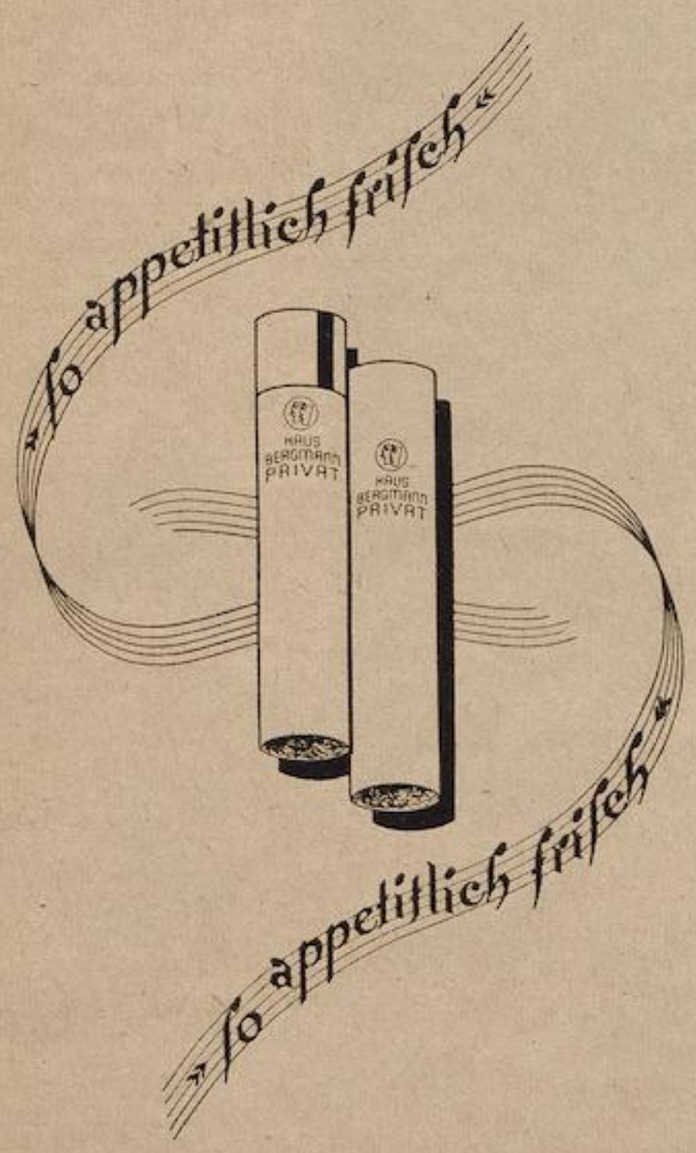
Silbenentnahme: Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Ordnung.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Tenno, 4. Tube, 8. Ges, 9. Ewer, 11. Stilett, 13. Gestell, 15. Espe, 16. Leo, 17. Real, 18. Orlog. Senkrecht: 1. Tanger, 2. Nestel, 3. Oste, 4. Teller, 5. Uwe, 6. Bett, 7. Ertrag, 10. Lese, 12. Illo, 14. Spa.



Diaderma heisst: Durch die Haut!

Es ist das erste Hautfunktions-Oel, mit dem die klassische Körperpflege wiedererweckt wurde — verbessert nach neuzeitlichen Erkenntnissen. Es wirkt nicht nur auf die Haut, sondern durch die Haut auf den gesamten Organismus



Haus Bergmann Privat

SCHNEEKETTEN
NORDLAND SCHNEEKETTEN
NORDLAND
KLARSICHTSCHEIBEN
NORDLAND Deutsche Schneekettenfabrik G. m. b. H.
Berlin W 35, Kurfürstenstraße 14 - 16

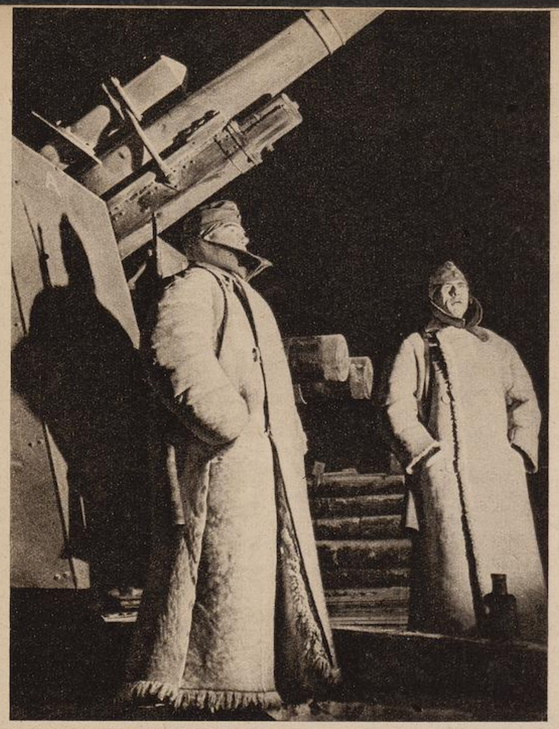
KURZSCHRIFT
Anfänger bis 200 Silben in der Minute
MASCHINE SCHREIBEN
Anfänger bald hohe Leistungen • 10-Finger-Blindschreiben • Briefe schön herstellen
DEUTSCH, ABER RICHTIG!
Fremdsprachen-Kurzschriften • Verlangen Sie umsonst Aufklärung über den Unterricht • Prospekt 50 »Was sagen Hunderte meiner Schüler«
SCHELLHAMMER · KURZSCHRIFT-BRIEFUNTERRICHT · BERLIN-GRUNEWALD

AUER

AUER
GASMASKEN / GASBEKLEIDUNG / HÖHENATMER
SAUERSTOFFSCHUTZGERÄTE / HEERESATMER
SAUERSTOFFBEHANDLUNGSGERÄTE / SBG 38
LUFTSCHUTZRAUMBELÜFTER / PRÜFGERÄTE
LEUCHTFARBEN FÜR LUFTSCHUTZRÄUME
AUERGESELLSCHAFT AKTIENGESELLSCHAFT
BERLIN N 65

HANOMAG
HANOMAG
Strassenschlepper
Raupenschlepper
Ackerradschlepper
HANOMAG · HANNOVER

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0023
gefördert durch Baden-Württemberg



Über die klare Weite eines deutschen Feldflugplatzes vor Leningrad ist früh und eisig die Winternacht herabgesunken. Alles Leben scheint in der eisigen Kälte getötet, jede Bewegung erstarrt zu sein. Doch mit der Dunkelheit wächst die Gefahr des Krieges und fordert erhöhte Wachsamkeit. Die Männer der Flak sind Tag und Nacht auf der Wacht, denn immer wieder versuchen die eingeschlossenen Bolschewiken auch unter Einsatz starker Luftkräfte den Ring aus Blut und Stahl, der sich um die Stadt legt, zu durchbrechen.

Im hellen Mondlicht ragen die Rohre der Flak gespenstisch gegen den Nachthimmel. Ein Doppelposten mit dem Karabiner über die Schulter geht mit langsam stapfenden Schritten vor dem Geschütz auf und ab, jederzeit den Alarmbefehl erwartend. Ab und an fegt eine eisige Bö über das Feld

FLUGWACHT BEI MINUS 34 GRAD

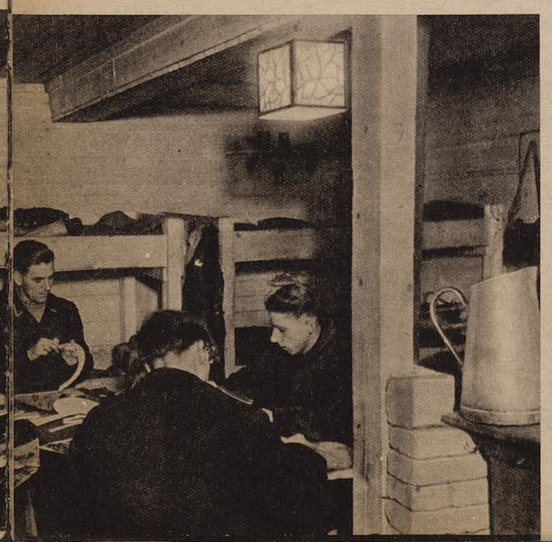
Eingehüllt in dicke Schafspelze, um die Füße unförmige Filzstiefel, so lauschen mit angespannten Sinnen diese 3 Männer eines vorgeschobenen Horchpostens in die Nacht. Eine Beuteglocke, in einem Gestell aufgehängt, wird als „Alarmsirene" betätigt, wenn Flugmotoren in der Luft heulen

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Bruno Waske

Alarm! Auf das schrille Glockenzeichen hin sind die Flakmänner aus ihren Unterständen herausgestürzt, die Geschützbedienung ist an die Abwehrkanone geeilt, und die Bedienungsmannschaft des Entfernungsmessers und Kommandogeräts versucht, im mondklaren Himmel den anfliegenden Gegner zu fassen. Mit klammen Fingern werden die gesuchten Werte eingekurbelt und an die Geschütze weitergegeben

Das Propellergeräusch hat sich aber nach einiger Zeit entfernt, der Feind hat abgedreht. Die Zeit der Wachablösung ist gekommen, und die durchfrorenen Männer gehen in ihre warmen Unterstände, die, halb in die Erde eingelassen, mit dicken Holzstämmen verkleidet, selbst gegen 34 Grad Kälte Schutz bieten

Bild unten: Freiwache für die nächsten drei Stunden! Die dicken Mäntel liegen über den sauber gezimmerten Betten, und unter der selbstgebastelten Lampe gibt sich jeder irgendeiner Beschäftigung hin, nachdem heißer Kaffee und die Holzscheite des wärmenden Ofens die erstarrten Glieder wieder geschmeidig gemacht haben ● Bild rechts unten: „Stubenordnung" auch in dem Wohnbunker der Flakmänner vor Leningrad! Tadellose Sauberkeit herrscht in dem gemeinsamen Eßspind, aufgereiht stehen die Kochgeschirre in Reih und Glied nebeneinander



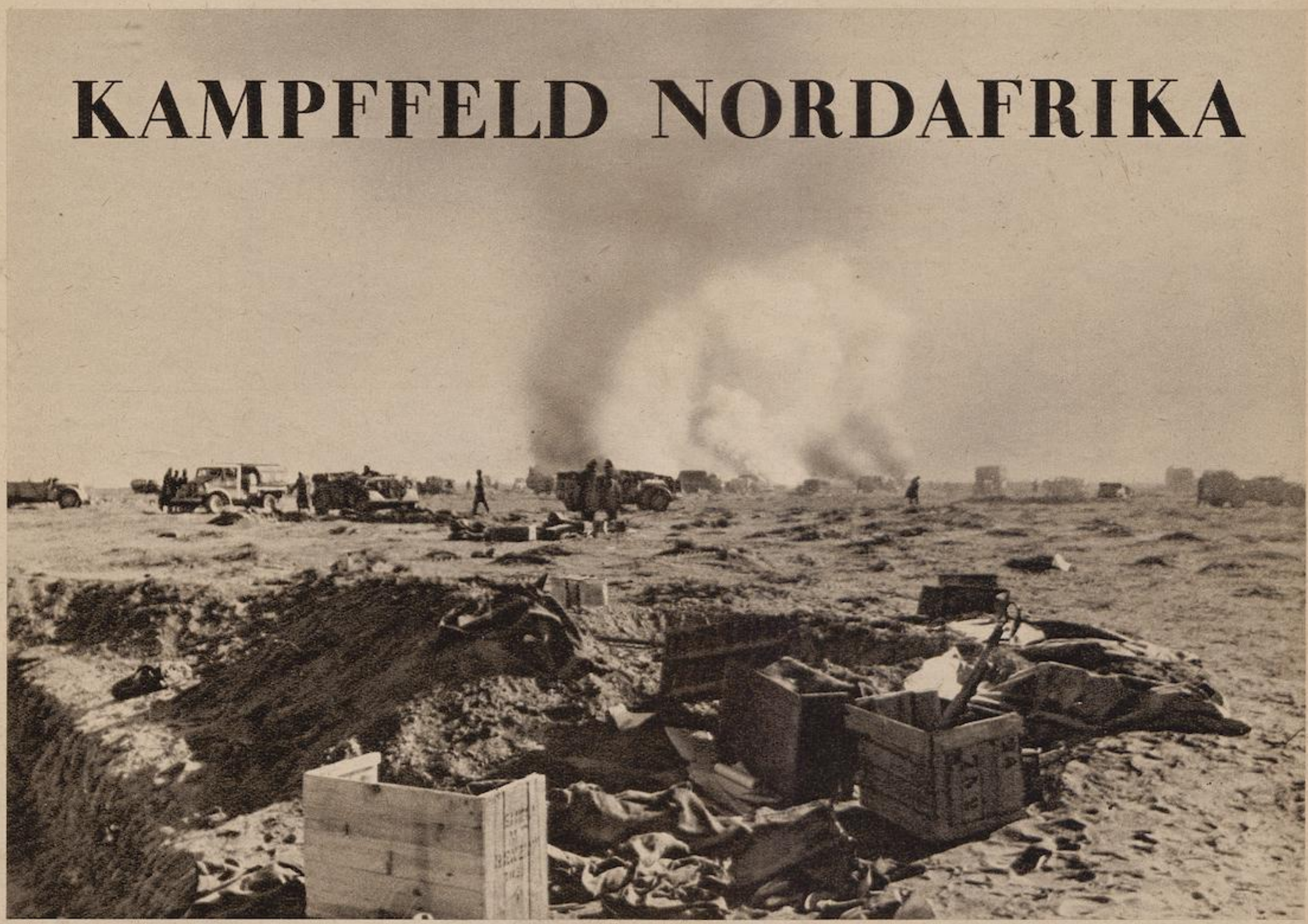
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0024

gefördert durch
Baden-Württemberg

L 3040 - 14/6

KAMPFFELD NORDAFRIKA



Neben den Männern des Deutschen Afrikakorps stehen die italienischen Waffengefährten auf nordafrikanischem Gebiet seit mehreren Wochen in schwersten Kämpfen mit einem übermächtigen Gegner. Die Briten haben für diese Auseinandersetzung, die sie in wenigen Tagen „liquidieren" wollten, Menschen und Material in einem Umfang zusammengezogen, wie ihn die Geschichte der Kolonialkriege niemals zuvor gekannt hat. Die deutsch-italienische Abwehr hat im bisherigen Verlauf des in der zweiten Novemberhälfte neu entbrannten Kampfes in und um die Cyrenaika den heftig angreifenden Briten bedeutende Verluste zugefügt und dem Gegner hohe Anerkennung für die vorbildliche soldatische Leistung der Verteidiger Libyens abgezwungen. Die Kämpfe dauern, nachdem sich die deutsch-italienischen Verbände vom Feinde abgesetzt und neue Stellungen bezogen haben, in dem Wüstengelände der Cyrenaika mit unverminderter Härte an.

Auf der einzigen Straße in Italienisch-Nordafrika, der Via Balbia, rollen schnelle Verbände italienischer Bersaglieri mit Waffen, Munition und sonstigem Nachschub in die Kampfzone. Die Nachschubfrage ist für den Verlauf der Kämpfe in Nordafrika von ausschlaggebender Bedeutung

Den Panzer als Beobachtungsstelle nutzend, verfolgen Offiziere eines vorgeschobenen italienischen Kommandos die Wirkung der Artillerieeinschläge auf feindliche Panzerverbände, die, weit auseinandergezogen, zum Angriff übergegangen sind und in die deutsche Stellung einzubrechen versuchten

Bild oben: So sieht das Wüstenschlachtfeld nach heißem Ringen aus. Von zahllosen brennenden Fahrzeugen und Panzern steigen hohe Rauchwolken zum afrikanischen Himmel empor. Munitionskästen, Ausrüstungsgegenstände aller Art, PKWs und LKWs liegen oder stehen in wilder Unordnung auf dem Kampfgelände

Australier, Neuseeländer, Südafrikaner, Angehörige von Emigrantenverbänden aus verschiedenen europäischen Ländern und Farbige — das findet sich immer wieder in den Gefangenensammelstellen der deutsch-italienischen Afrikakämpfer ein. Nur Inselengländer findet man überaus selten

PK-Fotos: Kriegsberichter Zwilling (Sch) 2, (Wb) 2

Hauptschriftleiter: Bernd E. H. Overhues (im Wehrdienst). Stellvertreter: Karl Fischer. Graphische Gestaltung: Herbert Dassel (alle in Berlin). — Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18—25. Fernruf: 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. — Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Schützenstraße 18—25. Anzeigenpreisliste Nr. 13 vom 1. 11. 1941. — Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff (im Wehrdienst). Stellvertreter: Dipl.-Kfm. Gerta Eckhardt, Berlin. — Rotations-Kupfertiefdruck Wilhelm Herget, Stuttgart. — Einzelpreis: 25 Rpf. — Für die Zustellung durch Boten werden 3 Rpf. Bestellgeld erhoben. — Postbezugspreis: Monatlich 55 Rpf. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld.

Bangel & Schmitt
(K. Wolff)
Universitätsbuchhandlung
HEIDELBERG, Anlage 5

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0025

gefördert durch
Baden-Württemberg